

Die Corona-Pandemie als kollektive Grenzsituation

Thomas Fuchs

Einleitung

Albert Camus, Die Pest (1947)

Unter anderen Umständen hätten unsere Stadtbewohner wahrscheinlich einen Ausweg in erhöhter Aktivität, in einem geselligeren Leben gefunden. Aber die Seuche zwang sie zur Untätigkeit, beschränkte ihre Bewegungen auf die gleiche dumpfe Runde innerhalb der Stadt und warf sie Tag für Tag in den trügerischen Trost ihrer Erinnerungen. Denn ihre ziellosen Spaziergänge führten sie immer wieder auf dieselben Wege, und meist waren es wegen der Kleinheit der Stadt Wege, die sie an glücklicheren Tagen mit den Abwesenden gegangen waren.

So war das erste, was die Pest in unsere Stadt brachte, zweifellos das Gefühl des Exils - dieses Gefühl der Leere, das uns nie verließ, diese irrationale Sehnsucht, uns in die Vergangenheit zurückzuwenden oder im Gegenteil den Gang der Zeit voranzutreiben [...]. Und dann wurde uns klar, dass unsere Trennung dazu bestimmt war anzudauern, dass wir keine andere Wahl hatten, als uns auf die Zeit einzustellen [...] Von da an fügten wir uns wieder in unser Gefangensein, waren wir wieder auf unsere Vergangenheit angewiesen, und selbst wenn einige versucht waren, in der Zukunft zu leben, mussten sie die Idee schnell aufgeben ...“

Camus' berühmter Roman wurde während des Zweiten Weltkriegs geschrieben, in einer Zeit äußerster Not, Angst und Verzweiflung. Dieses kollektive Erlebnis verarbeitete Camus in Dr. Rieux' Bericht über eine fiktive Pest in der algerischen Stadt Oran und verlagerte es damit in ein allgemeines oder metaphysisches Reich: Der Schwarze Tod versetzt die Stadt in einen Ausnahmezustand, schottet sie infolge der Quarantäne von der Außenwelt ab und fordert Tausende von Menschenleben. So schildert der Roman die kollektive Konfrontation der Menschen mit dem Tod, ja mit der Endlichkeit und Absurdität des Daseins insgesamt.

Das Zitat macht deutlich, wie die Pest die Zeitlichkeit des gewohnten, vertrauten Lebens durchbricht, die Menschen aus der Normalität heraus und ins „Exil“ wirft und sie radikal mit der Gegenwart ihrer nackten Existenz konfrontiert. Damit wird die Pest zu einer Grenzsituation im Sinne des Begriffs, wie ihn Karl Jaspers entwickelt hat. Es handelt sich um Situationen, in denen das Individuum mit einem radikalen Bruch seines gewohnten Lebenslaufs und Lebensstils konfrontiert wird. Die zuvor verborgenen oder verdrängten Grundbedingungen der Existenz treten zutage und lassen sich nicht länger verleugnen.

Mit einigen Anpassungen lässt sich Jaspers Begriff auch auf kollektive Situationen anwenden. Wir können die Corona-Pandemie bis zu einem gewissen Grad als eine Grenzsituation betrachten: Sie hat viele bisher verlässliche Gewohnheiten und Erwartungen durchkreuzt, auf denen unser alltägliches Zusammenleben beruht – von den selbstverständlichen Formen des Willkommens und Zusammenlebens über die Reise- und Bewegungsfreiheit bis hin zur Annahme eines immer weiteren Fortschritts von Gesundheit und Wohlstand.

Eine Grenzsituation eröffnet nach Jaspers aber auch die Möglichkeit, die eigene Existenz neu zu sehen und in die Hand zu nehmen. In ähnlicher Weise kann eine kollektive Grenzsituation wie die Corona-Pandemie eine Reflexion darüber anstoßen, wie wir in Zukunft leben wollen. Im Folgenden werde ich zunächst Jaspers' Konzept der Grenzsituationen vorstellen, es dann auf die aktuelle Pandemie anwenden und schließlich einige Überlegungen zu möglichen zukünftigen Entwicklungen anstellen.

Jaspers' Konzept der Grenzsituation

Nach Karl Jaspers kommen in Grenzsituationen die widersprüchlichen und unvereinbaren Bedingungen des Daseins zum Vorschein – zum Beispiel die Unausweichlichkeit von Freiheit und Entscheidung, die Unvermeidbarkeit von Trennung oder Schuld, die Fragilität des eigenen Körpers oder schließlich die Endlichkeit des Lebens. „In jeder Grenzsituation wird mir gleichsam der Boden unter den Füßen weggezogen“ (PW 249); es wird etwas zerbrochen, was Jaspers das „Gehäuse“ nennt. Gehäuse sind feste Grundeinstellungen, Grundannahmen und Gedankengebäude, die dem Menschen Schutz geben vor den Widersprüchen des Lebens und vor den Abgründen der Existenz. Gehäuse können explizite religiöse oder andere Weltanschauungen sein, die der Welt Sinn und Verständlichkeit geben. Gehäuse können aber auch implizite, unhinterfragte und selbstverständliche Grundannahmen über die

Welt und das Leben darstellen– Annahmen, die Widersprüche des Daseins ausblenden oder leugnen. Man kann auch von existentielle Abwehrmechanismen sprechen, die das Leben erträglicher erscheinen lassen, wie etwa die folgenden:

- Die Welt ist grundsätzlich gerecht eingerichtet. Solange ich nichts Falsches tue, werde ich auch Nichts Böses erleiden.
- Wenn ich mich nur genug anstrengende, wird dies schließlich belohnt werden.
- Wenn ich mich anderen unterordne, kann ich auf ihren Schutz und ihre Führung zählen.
- Wenn ich alles perfekt mache, ist das Leben unter meiner Kontrolle und ich kann von nichts überrascht werden. Das Schicksal kann mir nichts anhaben.
- Wenn ich immer weiter aufsteige und mehr und mehr erreiche, bin ich unverwundbar und der Tod kann mir nichts anhaben.

Solche Grundannahmen oder Glaubenssätze folgen häufig dem Muster, dass „nicht sein kann, was nicht sein darf“. Das Böse, das Unrecht, das Leiden, der Tod mögen existieren, aber mir können sie nichts anhaben; ich habe nichts getan, ich bin unschuldig. Unterschiedliche Persönlichkeitsstrukturen - abhängige, ängstlich-vermeidende, zwanghafte oder narzisstische – sind dabei durch unterschiedliche existentielle Abwehrmechanismen gekennzeichnet.

Eine der grundlegendsten Annahmen, nach denen wir leben, ist das, was der phänomenologische Philosoph Edmund Husserl einmal das "Und-so-Weiter" genannt hat. Die grundlegende Vertrautheit mit der Welt besteht in der impliziten Annahme, dass die Welt doch grundsätzlich wie gewohnt weitergehen werde. Diese Vertrautheit und Verlässlichkeit ist wesentlich für unser tägliches Leben; wir gehen unbewusst davon aus, dass sich zumindest nichts ganz Grundlegendes ändern wird.

Grenzsituationen erschüttern solche Annahmen und konfrontieren uns mit einer anderen, verborgenen Seite der Existenz – einer Seite, die wir einfach nicht berücksichtigt haben. In dieser Hinsicht haben Grenzsituationen einen aufdeckenden Charakter: Die versöhnlichen, beruhigenden Überzeugungen über die Welt und das eigene Leben können nicht mehr aufrechterhalten werden, und das Individuum sieht sich mit einer anderen Dimension der Wirklichkeit konfrontiert – mit einer unfreundlichen, ungewohnten und ungeschützten Seite; und so sieht es sich sozusagen auch mit seiner nackten Existenz konfrontiert.

„Die bewusste Erfahrung der Grenzsituationen, die vorher durch das feste Gehäuse der objektiv selbstverständlichen Lebensformen, Weltbilder, Glaubensvorstellungen verdeckt waren und die Bewegung der grenzenlosen Reflexion, des Dialektischen lassen einen Prozess beginnen, der das vorher selbstverständliche Gehäuse zur Auflösung bringt. Jetzt wird mehr oder weniger klar, was Gehäuse ist, und dieses als Bindung, Beschränkung oder als zweifelhaft erfahren, ohne die Kraft zum Haltgeben zu besitzen.“ (PW, 281)

Da in Grenzsituationen der bisher gültige Interpretationsrahmen des Lebens selbst in Frage gestellt wird, entziehen sie sich der Voraussicht und Kalkulierbarkeit. Und dennoch liegt in ihnen, so Jaspers, aber auch eine Chance, die eigene Existenz neu zu ergreifen. In der Erfahrung des Scheiterns steht das Individuum vor der Wahl, entweder vor der Grenzsituation auszuweichen, sei es durch Verleugnung, Rationalisierung, Verallgemeinerung oder Verdrängung; oder aber sich der Grenzsituation zu stellen und aus ihr den Impuls zum Ergreifen der eigenen Existenz zu gewinnen.

Wir können Grenzsituationen zwar nicht mehr mit rationalen Strategien bewältigen, aber doch „... durch eine ganz andere Aktivität, das *Werden der in uns möglichen Existenz*; wir werden wir selbst, indem wir in die Grenzsituationen offenen Auges eintreten“ (E, 204). In Grenzsituationen sieht sich die Person also vor die Möglichkeit gestellt, zu mehr Authentizität zu gelangen, mehr sie selbst zu werden; sie steht damit zugleich vor ihrer eigenen Freiheit und Verantwortlichkeit. Kurzum: Erst im und durch das Scheitern können wir uns unserer Freiheit bewusst werden.

Die Pandemie als Grenzsituation

Soweit eine Skizze von Jaspers' Konzept der Grenzsituation. Ich wende mich nun der Corona-Pandemie zu – einer kollektiven, ja sogar weltweiten Krise, die einen großen Teil der Gehäuse, in denen wir leben, umgestürzt hat. Welche Grundannahmen und Überzeugungen werden durch die Krise in Frage gestellt?

- „Wir dachten, alles würde immer schneller, höher, weiter gehen“ – diese Grundannahme hat sogar Bundespräsident Walter Steinmeier im April 2020 geäußert. In der Pandemie wurde auf einmal deutlich, dass die Entwicklung der Gesellschaft und Wirtschaft keine Spirale ist, die sich unaufhörlich nach oben

schrauben muss. Corona stellt unsere kollektiven Vorstellungen von unaufhörlichem Fortschritt, kontinuierlichem Wachstum, Beschleunigung aller Bewegungen, von Produktion, Konsum, Kommunikation, Mobilität und technischem Fortschritt in Frage; die Entgrenzungen der Zeit und des Raumes, der Geschwindigkeit, der Informations- und Finanzströme. Unser gesamtes wirtschaftliches und politisches System basiert auf diesen Ideen, und wir sind es nicht gewohnt, sie in Frage zu stellen. Dies ist Teil dessen, was man aus psychiatrischer Sicht auch als eine Art kollektiver Manie betrachtet werden kann, und es ist auch der Hauptgrund für die ökologische und Klima-Krise.

- Wenn wir die Zeit immer besser nutzen, wenn wir uns ständig verbessern und optimieren, dann haben wir alles unter Kontrolle, und wir sind vor Niedergang und Verlust sicher. Dies ist ein weiteres Gehäuse oder Glaubenssystem, das durch die Pandemie durchkreuzt wird: Wir haben nicht alles unter Kontrolle. Wir müssen die Unsicherheit ertragen. Die gesamte Corona-Pandemie ist ein „moving target“, ein Ziel, das ständig in Bewegung ist, was es schwierig macht, zu einem bestimmten Zeitpunkt die richtigen Entscheidungen zu treffen. Oft weiß man erst später, was richtig gewesen wäre.

- Eine noch existentiellere Annahme, angesichts der Endlichkeit des Lebens: Wenn wir das Beste aus unserer Zeit machen, wenn wir die Dichte der Ereignisse und Erfahrungen erhöhen, dann können wir den Tod sozusagen überlisten. In dieser Annahme liegt eine wesentliche individuelle Triebkraft für die allgemeine Beschleunigung unserer Gesellschaft. Durch Techniken der Selbstbeschleunigung versucht das Individuum, Zeit zu gewinnen, um den Ertrag des Lebens vor seiner immer näher rückenden „deadline“ zu erhöhen, also vor seinem Tod. Das Lebenstempo zu erhöhen, bedeutet aber auch, die Anzahl der Erfahrungsepisoden pro Zeiteinheit zu erhöhen, und so wirken wirtschaftliche und existenzielle Motive in der gleichen Richtung. Angetrieben von kapitalistischen Dynamiken ebenso wie von einer kollektiven "Torschlusspanik" dreht sich das Rad der Innovation, der Produktion und des Konsums immer schneller.

Diese Erwartung und Überzeugung, das Leben immer mehr nutzen, immer weiter zu steigern und immer mehr verdichten zu können, hat die Pandemie vorerst einmal zunichte gemacht. In vielen Gesellschaften kam es zu einer weitgehenden Abriegelung, geradezu einer Notbremsung: dramatischer Rückgang von Mobilität und Austausch,

Schließung der Landesgrenzen, Stillstand großer Teile der Gesellschaft. Eine Grenzsituation sicher in vielerlei Hinsicht, aber ich werde mich im Folgenden insbesondere auf die Dimension der Zeitlichkeit konzentrieren.

Verlangsamung, Stillstand der Zeit

“Die Zeit kriecht nur noch. Die Tage sind verschwommen. Vor zwei Wochen fühlt sich an wie vor zwei Jahren.” (P. Gable, University of Delaware)

“Die COVID-19-Zeitschleife: Warum es sich anfühlt, als hätte sich die Zeit während der Pandemie verlangsamt.” (D. Quan, The Star, Vancouver)

Anekdotische Berichte wie diese veranschaulichen, wie die COVID-19-Pandemie unseren Zeitfluss verzerrt hat. Im April gab die Hälfte einer Stichprobe befragter Amerikaner an, die Zeit ziehe sich in die Länge, die andere Hälfte erlebte keine Veränderung im Zeitablauf oder gab an, dass die Zeit schneller verging als normal (Gable et al. 2020). Die allgemeine Verlangsamung der Zeit ist nicht nur auf die Abschottung, soziale Distanzierung und Abgeschiedenheit zu Hause zurückzuführen, sondern auch auf das Gefühl einer zweifelhaften, unsicheren und potenziell bedrohlichen Zukunft. Eine solch unangenehme Aussicht hemmt auch unsere Motivationssysteme, unsere Interessen und Antriebe und damit auch unser Zeitgefühl. Je mehr wir in die Zukunft hinein leben, motiviert und interessiert sind, desto rascher scheint die Zeit zu vergehen und umgekehrt. Ich will im Folgenden einige Veränderungen des Zeit- und Existenzlebens skizzieren, die wir oder viele von uns in den vergangenen Monaten feststellen oder spüren konnten.

- Während des Lockdown schien die Zeit nur aus der Gegenwart zu bestehen. Es wurde sogar schwierig, sich an die Zeiten vor Corona zu erinnern: eine rasche Reise hierhin oder dorthin, ein Wochenende in Paris oder New York – hatte es das wirklich gegeben?
- Wie die Leute von Oran in Camus' Roman sind wir aus der Zeit gefallen – Zeit im Sinne von Timing und Taktung, wo die Ereignisse wie in einem Getriebe ineinandergreifen. Jetzt gab es und gibt es wieder eine Art sich dehrende Gegenwart, die ihre Volatilität verloren hat; ein Tag gleicht dem anderen.

- Viele von uns haben am Kontrast auch gemerkt, wie verdichtet und komprimiert unser Leben normalerweise verläuft, getaktet und determiniert bis auf den Tag, die Stunde, die Minute. Zuvor verflog die Zeit, sie musste verwaltet, organisiert, gespart, geteilt werden. Jetzt schien sie im Überfluss vorhanden zu sein. Plötzlich geschieht wieder Gegenwart, offene Präsenz, in der vielleicht etwas, vielleicht aber auch nichts geschieht - auch wenn das nicht immer angenehm ist.
- Die Mobilität hat dramatisch abgenommen – vor allem in den ersten Monaten des Lockdowns (Bilder von Berlin, Rom usw.). Es gibt einen weltweiten Rückgang des Flugverkehrs durch Corona (Graphik), und niemand weiß, wann oder ob er wieder auf das frühere Niveau zurückkehren wird. Infolgedessen zeigt die Luftverschmutzung einen dramatischen Rückgang – dies sind Satellitenbilder der Stickoxidkonzentration über China vorher und im Februar; ähnlich hatten wir einen ungewöhnlich klaren Himmel über allen deutschen Großstädten. Die Satellitenbilder wirken ruhig und auf eine berührende Weise sogar surrealistisch. Sie zeigen eine Zivilisation, die die Natur nicht mehr mit ihren Abgasen vergiftet. Eine Zivilisation ohne Schuldgefühle und eine Moderne ohne Zerstörung. Darüber ein blauer Himmel.
- Als eine unklare, unsichtbare Bedrohung hat die Pandemie unsere illusorische Annahme offenbart, dass die Zukunft immer bekannt, kontrollierbar und garantiert sei. Plötzlich kann die Zukunft nicht mehr geplant oder vorhergesagt werden. Wie lange wird all dies noch andauern? Wann werden wir uns wiedersehen? Können wir eine Reise, einen Urlaub, eine Konferenz planen? Was wird mit meinem Arbeitsplatz, mit meiner Firma, mit meinem Projekt geschehen? Viele dieser Fragen lassen sich einfach nicht mehr beantworten. Mehr noch, die Zielgerichtetheit der Zeit scheint zu einem großen Teil aufgehoben.
- Nicht zuletzt hat die Pandemie uns gezeigt, wie *vulnerabel* wir sind – zunächst als *biologische Wesen*, die krankheitsanfällig, sterblich sind; die aber auch in einem ökologischen Zusammenhang leben, der keineswegs immer grün und sonnig ist, sondern seine eigenen, auch unerbittlichen Regeln hat. Man kann geradezu von einer „Rückkehr der Biologie“ sprechen: Es gibt nicht nur fortschreitende Technisierung, Digitalisierung und künstliche Intelligenz, sondern es gibt auch biologische Systeme und Zyklen, Rhythmen, Kreisläufe, in die wir eingebettet sind und denen wir gerecht werden müssen.

Weiter sind wir auch vulnerabel aufgrund der *globalisierten Ökonomie*, also der existenziellen Abhängigkeit von globalen Rohstoff-, Produktions- und Lieferketten, die wir überprüfen müssen, um ihre ökologischen und anderen Risiken wieder klarer zu sehen, zu begrenzen und zu verringern.

Und vor allem sind wir vulnerabel als *soziale, resonanz- und berührungsbedürftige Wesen*, die nicht auf die Dauer wie Eremiten oder wie die japanischen Hikikomori in ihren Höhlen oder Gehäusen leben können. Zoom und Skype taugen nur für einen Ausnahmezustand, denn tatsächlich brauchen wir Begrüßung, Umarmung, Berührung, leibliche Gegenwart, sonst trocknen wir aus wie Pflanzen auf Sand.

Soweit einige der einschneidenden zeitlich-existenziellen Erfahrungen der Corona-Krise. Solche Erfahrungen sind nicht leicht zu bewältigen. Als kollektive Grenzerfahrungen haben sie sicher auch eine tiefgreifende Unsicherheit und Zukunftsorgen mit sich gebracht. Für viele Menschen mit einer besonderen psychologischen Vulnerabilität wird diese Unsicherheit der Zukunft zu einer existenziellen Bedrohung. Eine meiner Patientinnen, eine alleinerziehende Lehrerin, wurde als Folge des Lockdowns zunehmend isoliert und ängstlich; sie war besonders gequält von der völligen Ungewissheit, wann denn dieser Zustand vorübergehen würde; die Zukunft erschien ihr düster und bedrohlich, und sie fiel schließlich in eine schwere Depression mit Suizidgedanken. In der Corona-Krise ist offenbar die Zahl der psychischen Erkrankungen deutlich gestiegen. Im ersten Halbjahr 2020 verzeichnet die KKH ein Plus von rund 80 Prozent an dadurch bedingten Krankheitstagen. Offenbar konnten viele Menschen den Lockdown, die damit verbundenen Lebensveränderungen und Existenzängste nicht gut bewältigen.

Dieser individuellen Verwundbarkeit steht jedoch auch eine kollektive Verwundbarkeit unserer Gesellschaft gegenüber, die offensichtlich extrem störfähig und anfällig gegenüber Unterbrechungen, Pannen und Misslingen ist. In der Volatilität und den Schwankungen der Börsenkurse spiegeln sich selbst kleinere Rückschläge, Misserfolge oder Unwägbarkeiten sofort wider. Mehr noch, die Pandemie offenbart auch eine tiefe Zerbrechlichkeit unserer Gesellschaft, die im Wesentlichen auf die zunehmende Verdichtung all ihrer Prozesse zurückzuführen ist. Nicht nur die Volkswirtschaften sind in globale Zusammenhänge eingebunden, in denen die Prozesse, die Produktions- und Lieferketten zu keinem Zeitpunkt ins Stocken kommen dürfen; auch in unserem täglichen Leben, in unserer Mobilität, in unseren Beziehungen, in unseren Biographien

muss eines immer nahtlos in das andere übergehen. Für all dies brauchen wir Planungssicherheit; wir dürfen auf keinen Fall überrascht werden. Deshalb gilt es, Ungewissheiten soweit wie möglich zu verringern und zu beseitigen. Die Zukunft darf uns nicht überraschen, ja man könnte sagen, es darf eigentlich möglichst keine Zukunft geben – die ja in dem bestünde, was auf einen zukommt, wovon man auch überrascht werden kann.

Doch eine Gesellschaft, die mit dem Anspruch lebt, alles unter Kontrolle zu haben, kämpft aber auch ständig mit der Angst, dass etwas schief gehen könnte, weil sie damit nicht umgehen kann. Allmachts- und Ohnmachtsgefühle liegen für solche Gesellschaften dicht beieinander. Die Allmachtsgefühle beruhen auf Kontrolle und Berechenbarkeit. Doch für außergewöhnliche, unvorhergesehene Situationen sind solche Gesellschaften nicht gerüstet, und sie geraten durch sie in kollektive Erfahrungen von Desorientierung und Ohnmacht.

Desorientierung, Unsicherheits- und Ohnmachtsgefühle sind für viele in unserer Gesellschaft auch der Grund, sich der Grenzsituation nicht zu stellen, sondern ihr auszuweichen oder sie zu verleugnen – was nach Jaspers ja generell eine der Möglichkeiten ist, auf Grenzsituationen zu reagieren. Die Corona-Leugner oder Querdenker tun genau das: Sie weigern sich, die neue Realität anzunehmen, anzuerkennen. Sie bestehen darauf, dass sie entweder gar nicht existiert – das Corona-Virus ist nur eine Medienerfindung – oder aber dass die Pandemie von mächtigen Gruppen und Eliten erzeugt und genutzt wird, um ein autoritäres Regime zu errichten, eine Corona-Diktatur, die uns manipulieren und unterdrücken soll. Es ist offensichtlich, was hier verleugnet wird: Die Kontingenz, also Zufälligkeit, die Unvorhersehbarkeit und Undurchschaubarkeit, mit der ein unsichtbares Virus plötzlich zu einer weltweiten tödlichen Gefahr geworden ist.

Diese Erfahrung von Kontingenz und Orientierungsverlust – der Zusammenbruch eines Gehäuses also – führt zu dem irrationalen Versuch, wieder eine verlässliche Ordnung, ein vermeintlich kohärentes Weltbild herzustellen, und zwar durch eine umfassende Umdeutung der Realität: Die anfängliche Erfahrung von Kontingenz und Undurchschaubarkeit kehrt sich nun um in die Gewissheit, die geheimen Machenschaften der Mächtigen durchschaut zu haben: Es ist eben nicht zufällig, sondern wohlgeplant, hinterhältig organisiert und heimtückisch ausgeführt, was da in unserem Land geschieht. Die Masse lässt sich manipulieren wie die Schafe und zur Schlachtbank der kommenden Massenimpfungen führen; die Corona-Leugner dagegen

haben die Wahrheit erkannt und die Machenschaften durchschaut. Ebenso kehrt sich die anfängliche Erfahrung von Ohnmacht um, nämlich in vehemente Aktivität: Gegen ein unsichtbares Virus kann man nichts tun, aber gegen sichtbare Politiker kann man protestieren, gegen Beschränkungen kann man sich auflehnen. Man fühlt sich nicht mehr ohnmächtig und ausgeliefert, sondern als Held des Widerstandes.

Grenzsituationen „sind für das Leben unerträglich“, schreibt Jaspers. Das Individuum steht vor der Wahl, sie anzunehmen oder aber ihr auszuweichen, sie zu verleugnen. Und so kann die Erfahrung einer kollektiven Grenzsituation auch eigentümliche Verleugnungsstrategien, abstruse Verschwörungstheorien und entsprechend abwegiges Handeln hervorbringen – wenn die Grenzsituation eben nicht angenommen, ausgehalten werden kann, sondern so umgedeutet wird, dass sie nicht mehr als zufälliges Auftreten eines blinden Virus, sondern als gezielte Machenschaft von Drahtziehern und Mächtigen erscheint.

Potenziale der Grenzsituation

Wie ich eingangs sagte, sah Jaspers auch in Grenzsituationen die Chance des Einzelnen, einen neuen, authentischeren und eigenverantwortlicheren Lebensabschnitt zu finden. Welche Chancen könnte uns die kollektive Grenzsituation der Corona-Pandemie bieten?

(1) Hinwendung zur Gegenwart

Wir müssen ohne weitreichende Pläne auskommen, ohne klare Ausrichtungen in die Zukunft, aber gerade deshalb können wir uns auf ungewohnte Weise präsent erleben. Wir alle leben gewissermaßen in einem Wartesaal, in der Schwebe zwischen Gegenwart und Zukunft. Wir verfolgen die Ankündigungen, in der Hoffnung auf eine Lockerung der Restriktionen, auf eine Rückkehr zur Normalität, aber niemand kann uns genau sagen, was geschehen wird. Wir müssen uns also in Geduld üben, denn wir werden noch längere Zeit mit Unsicherheit leben müssen; in einer provisorischen, vorläufigen Zeit.

Aber das ist zugleich die Gelegenheit, in einer anderen Weise in die Gegenwart einzutreten, in die gegenwärtige Zeit unseres Lebens. „Alles Unglück der Menschen“, so schrieb Blaise Pascal im 17. Jahrhundert, „rührt aus einem einzigen Umstand her, nämlich dass sie nicht ruhig in einem Zimmer bleiben können.“ Genau das ist nun gefragt – wie es ja auch die Corona-Video der Bundesregierung zum Zuhausebleiben

und faulen Nichtstun ironisch empfohlen haben. Vielleicht liegt darin mehr an Möglichkeiten als die Ironie erkennen lässt. Immerhin ist das allgemeine Hamsterrad, das *rat race* unseres gesellschaftlichen Alltags vorläufig ausgesetzt, und wir können versuchen wahrzunehmen:

- Was geschieht gerade jetzt?
- Was brauche ich wirklich? Was ist eigentlich wichtig für mich, für uns?
- Welche Ideen, Erinnerungen, Wünsche tauchen in mir auf? Was wird dieser Schwebestand womöglich hervorbringen?

Man kann sich regelrecht vornehmen, die Gegenwart wieder neu zu erleben. Die kleinen Dinge in der Umgebung, die Natur, die Jahreszeiten; dazu vielleicht auszudrücken, was man fühlt. Manche Menschen schreiben ihre Erlebnisse in kleinen Berichten nieder oder werden kreativ, malen, musizieren oder meditieren. Das kann auch ohne langjährige Übung in Ansätzen geschehen: Etwa sich auf den Atem konzentrieren: den Rhythmus, die von selbst geschehende Bewegung. Wo spürt man ihn am stärksten – in der Bauchregion, beim Einfließen der Luft in die Nase? Man kann einem Atemzug von Beginn des Einatmens bis zum Ausatmen folgen – bis zu dem Moment der Ruhe und Stille, wo von selbst wieder der neue Atemzug einsetzt. Allein dieser Moment – das kann reine Gegenwart sein.

(2) Aus Routinen ausbrechen

Natürlich sind die Menschen auf sehr unterschiedliche Weise von der Krise betroffen. Viele leiden unter der Isolation, viele sterben sogar. Aber die Glücklicheren genießen ein seltenes Gut, nämlich mehr Muße. Sie erlaubt es, aus den Schleifen der Routine, der Orientierung an festen Zielen herauszutreten und die Wahrnehmung, die Prioritäten neu zu justieren.

Jede Neuanpassung und Veränderung von Gewohnheiten braucht eine Zeit der Verlangsamung, der bewussten Aufmerksamkeit. Es gilt ganz allgemein: Um unsere gewohnte Lebensweise zu ändern, müssen wir ihr Tempo reduzieren, Schritt für Schritt und mit achtsamer Aufmerksamkeit neue Wege erproben.

(3) Das Unmögliche verliert seine Macht

Viele Dinge, von denen uns immer gesagt wurde, dass sie unmöglich seien, sind auf einmal möglich geworden; und was uns als alternativlos vorgestellt wurde, geht plötzlich auch ganz anders.

- Wir können im Home-Office arbeiten, ohne ständigen Zeitdruck.
- Wir können auf Interkontinentalflüge verzichten.
- Regierungen und Zentralbanken geben Billionen von Dollar und Euro für Unterstützungsprogramme aus, die vorher unvorstellbar waren. Die Schwarze Null ist auf einmal Makulatur.
- Fortgesetzte Beschleunigung und Expansion sind nicht alternativlos, sie unterliegen unserer Entscheidung. Sie sind kein Wert an sich, ja Entschleunigung und Begrenzung können unsere Sicherheit auch erhöhen.
- Selbst die Wirtschaft ist nicht mehr der höchste Wert – sie muss vor dem Schutz verletzlicher, vor allem älterer Menschen zurücktreten, die selbst nicht einmal mehr zum Wirtschaftswachstum beitragen.

(4) Neue mögliche Entwicklungen

Wir können

- die atemlose Hektik unseres wirtschaftlichen und sozialen Lebens im Kleinen wie im Großen neu überdenken
- Nachhaltigkeit und Gesundheit als Leitlinien für den wirtschaftlichen Aufschwung nach der Krise wählen
- eine neue Beziehung zum Leben, d.h. zu allen Lebewesen finden, mit denen wir auf der Erde leben – eine Beziehung der Konvivialität, des gemeinsamen Lebens. Schließlich hat die Verbreitung von Viren auch damit zu tun, dass die Lebensräume von Wildtieren zunehmend dezimiert werden, was die Übertragung von Krankheitserregern begünstigt.
- Wir merken aber auch, wie vernetzt, wie aufeinander angewiesen wir in unserer Gesellschaft und im globalen Maßstab sind, und können unser politisches Handeln noch mehr danach ausrichten.
- Wir können aber auch – im Sinn des Jaspers'schen Ergreifens der Existenz, der eigenen Verantwortlichkeit – in der Corona-Krise wieder erkennen, wie wichtig menschliche, persönliche Verantwortung ist. Alle Algorithmen der KI helfen uns nicht, sie sagen uns nicht, was zu tun ist; es gibt keine vorgegebenen Rezepte und Regeln, die uns die Entscheidung abnehmen. Wir selbst und unsere Repräsentanten als Personen sind gefragt, wir müssen für eine offene Zukunft Verantwortung übernehmen Und wenn die Zustimmung zur Regierung in den

nicht-populistisch regierten Demokratien in den letzten Monaten deutlich gestiegen ist, so sehe ich darin weniger eine autoritätshörige Unterordnung, sondern vielmehr das Bewusstsein dafür, dass hier Politiker Entscheidungen in einer offenen, unüberschaubaren Lage treffen und selbst verantworten müssen, auch und gerade im Bewusstsein dessen, dass es durchaus Alternativen gibt und die Entscheidungen zwar auf wissenschaftlicher Beratung beruhen, sich aber weder an Experten noch an digitale Expertensysteme delegieren lassen. Das mag nicht immer die besten Entscheidungen hervorbringen – man kann sich sicher fragen, warum Kaufhäuser offen bleiben und Museen geschlossen – aber es ist dennoch menschliche Freiheit und Verantwortlichkeit im besten Sinne.

(5) Vertrauen wiedererlangen

Zum Schluss: Eine der wichtigsten Lehren, die wir aus der Corona-Krise ziehen können, scheint mir darin zu bestehen, dass wir unsere Haltung gegenüber der Zukunft überdenken und korrigieren müssen. Die Zukunft, ich sagte es schon, ist primär das, was auf uns zukommt (das deutsche „Zukunft“, das französische „avenir“ und das spanische „porvenir“ bedeuten alle wörtlich das Herankommen, die Ankunft). Die Zukunft ist nicht nur das, was wir planen und voraussehen, sondern auch das, was uns begegnet, was uns überrascht und was unsere bisherigen Grundannahmen, unsere Gehäuse in Frage stellt. Dies geschieht bei jeder authentischen Begegnung mit einem anderen Menschen, die wir nie vorausberechnen können; es geschieht aber auch bei Zufällen, überraschenden Ereignissen und in Krisen, die wir vielleicht nicht wollen, aber die uns die Möglichkeit geben, uns zu entwickeln. Die angemessene Haltung gegenüber dieser Zukunft ist nicht die der Kontrolle und der Vorkehrung, sondern die des *Vertrauens*.

Vertrauen bedeutet, dass wir uns in andere Hände begeben; dass wir nicht alles kontrollieren und beherrschen wollen. Es bedeutet, anderen, der Welt oder dem Leben selbst, die Freiheit zu geben, uns so zu begegnen, wie sie es wünschen; es bedeutet, zuzulassen, dass wir überrascht werden, dass wir in Frage gestellt werden. Es steht außer Frage, dass ein Leben des Vertrauens unsicherer, offener und scheinbar verletzlicher ist als ein Leben der vollständigen Kontrolle. Aber aus Vertrauen erwächst eine innere Stärke, die letztlich größer und wirksamer ist als ein Gehäuse trügerischer äußerer Sicherheiten. Vertrauen ist eine Kraft, die in uns wohnt und die uns nicht nur befähigt, mit dem Ungewissen umzugehen, sondern uns auch zu ihm hinzieht, denn das Ungewisse, das Unerwartete, die Überraschung ist letztlich der einzige Ort, an dem wir

uns wirklich entwickeln können. Versuchen wir also, mit Ungewissheit zu leben; denn das Ungewisse ist das Leben, und nur im Leben selbst können wir wachsen und reifen.